

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Band: 19 (1963)

Artikel: Ein alter Blaukreuzler erzählt
Autor: Lauber, Gilgian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1063223>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gelium las und uns ohne viele Worte lebendiges Christentum vorlebte. Kinder und Erwachsene aus der Nachbarschaft im weiten Umkreis werden ihre Freundin und Wohltäterin nicht vergessen. — Auch der Evang. Schulverein gedenkt ihrer in Dankbarkeit. Zu so mancher Herbstsitzung hat sie uns ins schöne «Hus» eingeladen und mit ihrer umfassenden Erfahrung unsere Aussprachen bereichert.

Ein ganz persönliches Erlebnis meinerseits wird mir lebenslang unvergesslich bleiben: Es war in Bern. Ich war anlässlich der Mobilmachung zum Militärdienst eingerückt. Fräulein von Herrenschwand, die mit den höchsten Offizierskreisen Fühlung hatte, hielt es nicht unter ihrer Würde, mich, den einfachen Gefreiten aufs herzlichste zu begrüßen.

Sie war ein Segen für unsere Gemeinde, eine Wohltäterin, mit der wir übers Grab hinaus in Dankbarkeit verbunden bleiben werden!

C. Ae.

Ein alter Blaukreuzler erzählt

Geboren 1876 erlebte ich als Knabe eine für ärmere Leute bitterböse Zeit. Wir waren eine grosse Familie mit 8 Kindern, verfertigten jede Woche 12—15 000 Zündholzschachteln und erhielten dafür in Form von Lebensmitteln, Leim und Farbe 12—15 Franken. In mühsamer Fahrt, sei es auf holperiger Strasse oder im Schnee, im Sommer mit dem Handkarren, im Winter auf dem Schlitten, mussten die fertigen Schachteln bis nach Wengi oder zum Bifigstutz befördert werden, also mindestens 18 Kilometer weit. Dann folgte der Rückweg mit den an Zahlungsstatt erhaltenen Lebensmitteln. Um unterwegs einzukehren, fehlte uns das Geld. Darum nahmen wir von daheim Kaffeepulver und ein Schoppenfläschchen Geissenmilch mit, liessen in Frutigen bei guten Leuten einen Kaffee kochen und assen dazu von unserem mitgebrachten Brot. Das war unsere ganze Verköstigung für 10 — 12 Stunden.

Mit einem Haushaltsgeld von wöchentlich 10 Franken, — nach Abzug verschiedener Unkosten, — mussten wir also auskommen. Mein Vater verdiente als Schuhmacher auf der Stör von morgens früh bis abends um 7, 8, oder 9 Uhr einen Taglohn von 1,50 Fr. Aber sein Lohn wurde fast ganz verschlungen von dem hohen Zins für das stark verschuldete Gütlein und von den Beitragsleistungen an die neue Strasse (270 Fr.) Verglichen mit dem heutigen Lebensstandard sah es natürlich gar armselig aus in unserem alten Hause. Der ganzen zehnköpfigen Familie standen zum Wohnen, Essen, Schlafen und Anfertigen von Zündholzschachteln nur eine Stube von 16 Quadratmeter und ein Nebentübli von 8 Quadratmeter zur Verfügung. In diesen beiden Räumen waren 4 Betten, worin wir 10 Personen schliefen. Matratzen waren uns völlig unbekannt. Auch Spreuer- oder Strohsäcke kannten wir nicht, sondern einzig die offenen Futterbetten (Lische). Selbstverständlich, dass die Mutter jeden Morgen dieses Bettfutter mit der Hand aufschüttelte, was aber einen ganz abscheulichen Staub verursachte. Gelüftet wurde im Winter sozusagen gar nicht, sodass die spöttische Redensart eine gewisse Berechtigung hatte: Hier oben sei deshalb so gute Luft, weil die schlechte hinter den geschlossenen Fenstern bleibe.

In der Küche, die keine «Welbi» hatte, sah man hinauf zu den Dachschindeln. Man denke sich die sibirische Kälte, die im Winter dort herrschte, und was es für die arme Hausmutter bedeutete, wenn sie gar etwa nachts in diesem «Eiskeller» Feuer machen und für ein krankes Kind Tee kochen musste, auf dem einlöcherigen Holzherd, der weder Bratofen noch Wasserschiff hatte. Nicht weit vom Herde weg stand die grosse hölzerne Wassermelchter, deren Wasser am Morgen mit einer dicken Eiskruste bedeckt war, die mit dem Beil zerschlagen werden musste. Zur Vorsicht nahm sie jeweilen ein «Schöpfmälti» mit Wasser in die Wohnstube, wo es nicht gefror. Das Wasser musste in einer Brente 10 Minuten weit herbeigetragen oder in einem Holzzuber geschlittet werden. Wie froh war die gute Mutter, als ihr später, im Jahr 1885, der älteste Sohn ein Spritpfännchen anschaffte, welches ihr die nächtlichen Gänge in den «Eiskeller» ersparte, oft auch tags das Feuern im Holzherd.

Aber, o Wunder der Gnade! Trotz aller Armut, trotz so bedenklichen hygienischen Verhältnissen blieben Eltern und Kinder gesund, keines wurde lungenkrank. Ist es verwunderlich, wenn alten Leuten, die eine solche Einfachheit miterlebt haben, beim Anblick der heutigen Aufwendungen für Schulhäuser und andere öffentliche Bauten der Gedanke aufsteigt, wie ein Vater zu seinem Töchterlein sprach: «Du machst es doch ein bisschen zu närrisch, mein Lieschen!»

In der Schule, einer Gesamtklasse von jahrelang über 60, ja bis 70 oder mehr Kindern, wo der gestrenge ordnungsliebende Lehrer Spori seines schweren Amtes waltete, herrschte eine gute Ordnung. Begabte Kinder der obersten Jahrgänge halfen dem Lehrer bei seiner vielen Arbeit mit, indem sie sehr oft mit den Erstklässlern exerzierten im Lesen und Rechnen. Was damals auch zur guten Schulführung beigetragen haben mag, war das den Lehrkräften gewährte freie Faustrecht. Hausaufgaben gab es eigentlich nur im Religionsunterricht zum Auswendiglernen von biblischen Geschichten, Sprüchen und Kirchenliedern. Von diesem Reichtum zehren manche noch heute.

In meine Jugendzeit fällt die Eröffnung der neuen Strasse 1884, mit deren Bau 1876 begonnen worden war. Von der alten Strasse ging damals noch die Rede, man sei im Schlifiwald nicht sicher vor Strolchen, die einem überfallen und ausplündern könnten. Deshalb sei der Briefträger Burn, der täglich die Postsachen im ledernen «Posttutel» von Frutigen herauftrug mit einer Schusswaffe ausgerüstet worden. Einmal nun habe seine Frau Käthi in einer Hutte 25 Kilo Silbergeld, Zahltag für die Strassenarbeiter, heraufgetragen, Revolver oder Pistole bei sich, — allerdings zu unterst in der Hutte!

Der gegen die Jahrhundertwende mit stärkerer Macht einsetzende Fremdenverkehr brachte eine erfreuliche Abnahme der eben geschilderten bitteren Armut. Ja, ich durfte mir dann als Erwachsener gelegentlich eine kürzere oder längere Reise erlauben.

So machte ich 1898 als Passivmitglied der Musikgesellschaft eine Reise nach Interlaken—Lauterbrunnen—Grindelwald und zurück. Die Reise ging gut bis auf die Kleine Scheidegg, wo wir übernachteten. Leider passierte es mir dort, dass ich nichts Gescheiteres wusste, als mich voll

zu saufen. Am folgenden Tag, als wir nach Grindelwald pilgerten, befand ich mich in einem erbärmlichen Zustand, in einem richtigen Katzenjammer. Von der grossen herrlichen Bergwelt hatte ich natürlich nicht den kleinsten Genuss und war erfüllt von Elend, Jammer und Selbstanklagen.

Später machte ich wieder dieselbe Reise, aber diesmal als nüchterner Mensch, ja, als neue Kreatur. Wie staunte ich da über die Schöpfung Gottes in der grossartigen Bergwelt des Jungfraugebietes. Wieder und wieder beschäftigte mich das Bibelwort: «Hoch und erhaben sind deine Werke, o Herr, und wer sie begreift, findet Lust daran.»

Weiter ging's, im Jahr 1911, wo ich mit einem Verwandten eine Reise nach Frankreich machte, um dort Verwandte meiner ersten Frau zu besuchen. Mit einem Schnellzug gelangten wir über Pontarlier nach Dijon. Nicht ahnend, wie weit es gehe von dort bis La Roches, unserem Reiseziel, beschlossen wir, den Schnellzug zu verlassen und einen Bummelzug zu nehmen, damit wir die Gegend besser betrachten könnten. Aber, wie krochen wir dabei auf den Leim! Etwa um halb 2 Uhr nachmittags kamen wir auf der Station Dijon an. Dort blieb der Zug stehen, und niemand hiess uns aussteigen. So blieben wir ruhig sitzen und glaubten, der Zug würde nach einer kürzeren Pause weiter fahren, was aber nicht der Fall war. Nach längerem vergeblichem Warten begaben wir uns endlich zum Bahnbüro, um uns zu erkundigen, was denn mit unserm Zuge los sei. Da wurde uns gesagt, der fahre überhaupt nicht weiter, wir müssten einen andern Zug nehmen. Das taten wir denn auch und hofften, doch noch vor Einbruch der Nacht in La Roches zu sein. Hier wollten wir dann umsteigen, und noch eine halbe Stunde nach unserer Endstation Anxerre fahren. Aber oh weh, wir kamen erst um 11 Uhr herum in La Roches an, und natürlich war der letzte Zug längst abgefahren! Wie waren wir froh, dass unser Verwandter noch da war! Wir kannten einander zwar nicht von Angesicht. Aber er sah es uns an, dass wir keine Franzosen seien, kam auf uns zu und führte uns nach Anxerre in sein Heim.

Einige Schwierigkeiten machte uns die Sprache. Unser Schwager war seit Schulaustritt etwa 40 Jahre nie mehr in einem deutschen Landes-

teil, sondern stets im Innern Frankreichs gewesen, wo er keine Gelegenheit hatte, seine Muttersprache zu üben, und so hatte er diese stark vergessen. Seine Frau, eine Französin verstand gar kein Deutsch, mein junger Reisebegleiter kein Französisch, und ich, der erst im Alter von 32 Jahren fünf Monate in der welschen Schweiz gewesen war, sprach nur sehr gebrochen und mangelhaft französisch. Daher ging das «Dorfen» anfänglich etwas mühsam, dann aber von Tag zu Tag besser. Etwas unliebsam war uns, dass die liebe Schwägerin bei jeder Mahlzeit uns drängen wollte, einfach zuviel zu essen. Und wenn wir das ablehnten, meinte sie, das Essen wäre uns nicht angenehm, was aber keineswegs der Fall war. Kochherd hatten sie keinen; es wurde einfach am offenen Kaminfeuer gekocht, was oft recht langsam zuzuging. Unvergesslich blieben mir die für uns unbekannten äusserst breiten Betten. Bestimmt hätten in einem solchen drei, vier Personen Platz gehabt. Eines Tages führte uns unser Gastgeber bis nach Paris. Was gab es da nicht alles für Sehenswürdigkeiten für uns! Einmal befanden wir uns auf dem Aussichtsturm des Place de l'Etoile, blickten über die Stadt hinweg, aber nur an zwei Orten erreichte der Blick einigermaßen ein Ende des Häusermeers, nirgends war ein Berg oder Hügel. Dort sah ich erstmals in meinem Leben ein Luftschiff; es war kein Zeppelin, aber auch kein Düsenjäger und kam eher langsam daher. Wie staunten wir auch über die Untergrundbahnen, Hochbahnen und zweistöckigen Tramwagen. Interessant waren auch die zu Spazierfahrten bereitstehenden Fuhrwerkli, schöne Pferdegespanne, Eselgespanne und sogar ganz kleine Wägeli mit Ziegen bespannt für Kinderfahrten. Ein andermal wurden wir in den Invalidendom geführt. Was da nicht alles zu sehen war! Ganz alte Kanonen auf Holzrädern bis zu den damals modernen Geschützen. Hunderte von erbeuteten Fahnen hingen da wie an einer Empore; ungefähr mitten in der Kirche war eine grosse Vertiefung und darin der grosse rötliche Marmorsarg Napoleons I. In der damaligen Zeit war das Leben in Paris, — überhaupt in ganz Frankreich, — recht billig. So assen wir bei einem Schweizer, der dort ein einfaches, aber sauberes Café betrieb, zu Mittag ein Eintopfgericht mit Fleisch, Kartoffeln und Gemüse, alles in einem Schüsseli, aber gut

und genug, zu 80 Centimes pro Person. Ein andermal bezahlten wir in einem feinen Hotel für das Nachtessen mit zwei Fleisch, Dessert und einem Schöppli Wein Fr. 1.50.

Der grosse Verkehr in Paris brachte uns jeweilen in einige Verlegenheit. Als wir einst wieder an einer Strassenkreuzung auf den Durchpass warteten, meinte mein junger Begleiter in seiner urchigen Mundart: «Wenn ig denn da mit gsünde Chnoche n'usi chumme, su bin i de zfride!»

Vermutlich hatten wir unsere Reise im März oder April unternommen; denn es fiel uns auf, wie da und dort kleinere Trüpplein hohe, magere, schwarzscheckige Kühe oder anderes Rindvieh auf der Weide waren, nach Gras suchten, aber keines fanden, desgleichen auch Schafherden und Pferde. —

Rückblickend einiges über die Entstehung und Entwicklung unseres Kurortes. Das Dorf bestand früher nur aus der Kirche, einigen Wirtschaftshäusern (Adler, Sternen und Pinte — Bären), ein paar Wohnhäusern und Speichern, sowie dem alten Schulhaus, das heute als Gemeindehaus dient. Natürlich waren da noch keine Ziegeldächer, nur alte Schindeldächer mit schwerem Steinbelag gegen den Wind.

Im Jahr 1872 sei der erste Kurgast nach Adelboden gekommen, ein Herr Pfarrer Rohr aus Bern. 1877 waren es schon 38 Gäste. Das erste eigentliche Hotel wurde 1891 gebaut, Hotel Wildstrubel, später Grandhotel. Von da an entwickelte sich der Fremdenverkehr von Jahr zu Jahr. Im Jahr 1888 war das erste Einspannerpöstli gekommen, nachdem vorher der alte Briefträger sämtliche Post von Frutigen nach Adelboden gebracht hatte. Bevor im Jahr 1903 das Elektrizitätswerk gebaut wurde, hatte man hier nur Petrollampen, ja, mancherorts nur kleine «Oeltägeni» mit rundem Döchtlein, deren schwachleuchtende Flamme mit «schmutzigem» Oel gespeist wurde. Der Name «Toeteliechti» passte nicht übel zu einer solchen Beleuchtung. Als im Jahr 1900 durch Herrn Emil Gurtner die Wintersaison eingeführt wurde, mussten sich die Gäste noch mit Petrollichtern begnügen. Aber damals gingen die meisten Leute rechtzeitig ins Bett, und Nachtbar gab es zum Glück gar keine.

Die überaus grosse Entwicklung des Ortes, wo die Gebäude wie Pilze aus dem Boden hervorsprossen, führte auch zur Entstehung neuer und allzuvieler Wirtschaften, die vor allem den Kurgästen dienen sollten, jedoch leider auch zahlreichen Einheimischen zum Schaden gereichten. Die überaus grosse Krise des ersten Weltkrieges 1914 — 1918 brachte doch auch etwas Gutes mit sich, nämlich eine Verminderung der allzuvielen Wirtschaften durch die 1916 gegründete Genossenschaft für alkoholfreie Wirtschaften. Dieser gelang es drei Wirtschaften zu erwerben und die Alkoholpatente eingehen zu lassen. Eine dieser Wirtschaften, ein solides Holzhaus, wurde auf Abbruch ins Unterland verkauft, eine zweite in ein alkoholfreies Restaurant umgewandelt, und in der dritten diente der frühere Tanzsaal als Versammlungslokal der Evang. Gesellschaft, der Evang. Gemeinschaft, der Heilsarmee und des Blaukreuzvereins.

Von den Gründern dieser alkoholfreien Genossenschaft verfügten kaum zwei über mehr als ganz unbedeutende Geldmittel. Doch das Interesse und die Liebe zu dem gemeinnützigen Werke der Abstinenz überwand die finanziellen Schwierigkeiten. Damit recht viele auch weniger Bemittelte sich beteiligen könnten, wurden Anteilscheine von nur 20 Franken herausgegeben und schliesslich 8000 Franken zusammengebracht. Damit konnten die dringenden Ausgaben bestritten werden. Die für das Wohl unserer Bevölkerung gebrachten Opfer lohnten sich reichlich, indem mancher Hausvater oder Bursche einen solideren Lebenswandel zu führen begann, und manches durch Trunksucht bedrohte Familienglück hob sich wieder. Durch die Eröffnung allzuvieler Barbetriebe ist leider diese gesunde Entwicklung eines nüchternen gesegneten Volksleben später wieder beeinträchtigt, jedoch keineswegs aufgegeben worden.

Im Jahr 1935 kam ein kleines Hotel, in welchem sich leider auch eine Kneipe befand, auf eine Konkurssteigerung. Da tauchte in mir der Gedanke auf, wie fein das wäre, wenn auch diese Beiz aus der Welt geschafft werden könnte. Aber wie sollte ich, obgleich von der Krise der Kriegsjahre ein bisschen erholt, ein Haus von 100 000 Franken erwerben zu können? Das schien doch fast aussichtslos. Dennoch fing

ich an, die Sache, so gut ich es vermochte, dem Allmächtigen im Gebet vorzubringen und zu bitten: «Herr ist's möglich, so hilf auch da zum guten Gelingen.» Als ich einmal meinen Plan wegen der Erwerbung jenes Hotels dem damaligen Ortsgeistlichen verriet, musste dieser nur lachen, da er wusste, dass ich eben nicht finanzkräftig sei. Aber ich konnte doch den Gedanken nicht preisgeben und wusste, dass bei Gott kein Ding unmöglich ist. Darum erwiderte ich dem Herrn Pfarrer sein Lachen auch mit einem Lachen, aber einem hoffnungsvollen und fügte bei: «Der liebe Gott kann heute noch der Löwen Rachen verstopfen und machen, dass das Haus nicht allzu hoch im Preise komme». — Und so geschah es tatsächlich. Das Haus wurde mir am Steigerungstage 25 000 Franken unter der Schätzung zugeschlagen. Immerhin erschrak ich dann ob der grossen Schuldenlast doch so sehr, dass ich anfänglich fast wie vom Schlage getroffen war. Es ging auch nachher durch manche Not hindurch, und oft musste ich mich fragen, ob ich wirklich durch diesen Kauf den Willen Gottes verstanden und getan, oder mich meinem Eigendünkel hingegeben habe. Aber der treue Vater im Himmel liess mich nicht im Stich. Nach anderthalb Jahren konnte ich das Hotel ohne finanzielle Einbusse wieder verkaufen mit dem Servitut, dass darin niemals eine gewöhnliche Wirtschaft eröffnet werden dürfe. Der Zweck war erreicht, und ich konnte die ziemlich grosse Geldsumme, die mir von lieben Menschen ohne jegliche Sicherheit geliehen worden war, pünktlich zurückbezahlen.

Auch in mancher andern Angelegenheit durfte ich die göttliche Durchhilfe erfahren. Im Jahre 1942 sollte ich als Vertreter des Gemeinderates mit unserem verehrten General Guisan und einer Anzahl hoher Offiziere in einem Erstklasshotel «znachten» und dabei eine Ansprache halten. Dieser Auftrag machte mir vorerst gewaltig bange und verursachte mir heftiges Herzklopfen. Was sollte ich einfacher Bürger mit bescheidener Primarschulbildung diesen hohen Gästen erzählen? Aber auf einmal wurde mir klar: Diese Herren begehren ja gar keine hochtönende schwungvolle Rede, solche bekommen sie sonst genug zu hören! Darum wollte ich versuchen, die Entwicklung Adelbodens, die alten Sitten und Gebräuche, die Armut und Einfachheit der damaligen Be-

völkerung zu schildern; wie man noch in den Achtzigerjahren zur Winterszeit fast täglich arme Leute in der Gemeinde herumgehen sah, mit dem Milchpintli in der Hand, um bei den Bauern um ein wenig Milch zu betteln mit den Worten: «Der tusig Gotts Wille», wie man einst den allerersten Skifahrer in der Gemeinde sah, wie der sehr langsam und etwas unsicher daherkam, wobei wir Buben gedacht haben mögen, dieser sogenannte Skifahrer sei nicht grad der hellste Kopf, er könne nicht einmal «zgrächtem» laufen. — Als ich dann meine mangelhafte in urchigem Adelbodnerdeutsch gehaltene Ansprache nach etwa 15 Minuten beendet hatte, wurde geklatscht, als ob ein Bundesrat gesprochen hätte. Also musste es die Herren interessiert haben. Ich war meiner Aufgabe entledigt und ging bald leichten Fusses und frohen Herzens nach Hause.

Zum Schluss noch zwei weitere Erlebnisse.

In jüngern Jahren war ich nicht nur Alkoholiker, sondern auch ein leidenschaftlicher Raucher gewesen. Nachdem ich nun die göttliche Wahrheit erkannt und das Schriftwort: «Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei», sich in meinem Leben bestätigt hatte, brauchte ich nicht mehr weder zu trinken, noch zu rauchen. Nun aber führte ich in meinem Lebensmittelgeschäft auch Rauchwaren, und darum beschäftigte mich ein anderes Bibelwort: «Wie stimmt Christus mit Belial»? Wie stimmt das, wenn ich aus Gewissensgründen selber nicht mehr rauche und gleichwohl andern Menschen Tabak verkaufe? Es gab einen harten Kampf, besonders im Gedanken daran, was die Leute sagen würden. Und doch entschlossen wir uns, den Tabak auszuschalten, machten aber einen Ueberschlag, wieviel Mindereinnahmen wir haben würden. Nach Prüfung unserer Kundschaft befürchteten wir doch, mindestens 10 000 Franken Roheinnahmen jährlich einzubüssen. Doch, was geschah? Statt des erwarteten Einnahmenausfalls hatten wir im andern Jahre 6 000 — 7 000 Franken Mehreinnahmen. Das stärkte unsern Mut, auf dem Glaubensweg zu bleiben.

Einst war ich ganz gewaltig in finanziellen Verlegenheiten. Es dünkte mich, ich hätte einen halben Berg voll unbezahlter Rechnungen, und in der Tat waren es deren viel. Ich studierte hin und her, was ich

auch machen solle und wolle. Es kam mir der Gedanke, das Geschäftli zu verkaufen. Dann hiess es wieder in meinem Innern: Wenn es dir nicht rentiert, könnte es vielleicht andern auch nicht rentieren, und betrügen wollte ich nicht. Darum hiess es ausharren, komme, was da wolle. Wieder legte ich mein Anliegen, so gut ich konnte, dem Herrn dar. Und was geschah? Nach etwa zwei Monaten hatte ich meine rückständigen Rechnungen alle bezahlt! Ja, ich brauchte nicht einmal meine zwei Schweine zu veräussern, die ich eigentlich für den Verkauf bestimmt hatte, um die Steuern zu bezahlen. —

In dieser Weise musste, nein, durfte ich in meinem Leben gar oft mit dem Dichter sagen: «So kann ich lauter Wunder sehn und meinen Lebenspfad stets fröhlich und im Frieden gehn, gesegnet früh und spät.»

G. Lauber

Klassezämekunft

Am erschte Sunntig im Herbstmanet siber yglade worde zu n üuser Klassezämmekunft im Adelbode. Wir hinus natürlig gfröwt druf, en- andere umhi z gseh, namene föfjerige n Underbruch. Etliche si scho sächzgjehrig gsi u di andere n o schier gar. I gluube, d Härze sige noch jungi blibe, we scho fast allz ergraueti Hüüter agrückt si. Da si chue ds Süsi, ds Rösi, ds Berti, ds Marie, ds Margrit, ds Käti, ds Söphi, d Frida, dr Hans, dr Fritz, dr Walter, u wie si alli hii ghisse.

Bim Igangstor var Chilche het mu sig troffe, u das het es früüdigs Begrüesse ggäh. Derna ischt mu z Bredig id Chilcha, u dr Pfarrer Schaub het e markanti Bredig ghabe, dr Champfplatz ischt mu bsundersch am Härze gläge.

Sinnet mu eso zrug an di Zit, waber albe nug i d Chinderlehr si zum Pfarrer Gelpke. Wir Miitscheni hii Trötschi ghabe, u mi het oppa noch e Schurz agliit. Dr gross Ahore n ischt denn nu vur dr Chilche gstande,